

# Der kleine Passwächter von Tschamut : eine Erzählung aus den Bündnerbergen

Autor(en): **Richli, Anna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **55 (1914)**

PDF erstellt am: **22.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1007986>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

als allgemein beliebten, hochgeschätzten Sekundarlehrer u. Kaplan besessen. Sein altes Lieblingsfeld, die Schule, hatte ihn wieder neu aufleben lassen nach den harten, ermüdenden Arbeitsjahren in der Diaspora. Und als er um Ostern 1912 den Ruf, nach seiner Heimatgemeinde Stans zu übersiedeln, annahm, da war es mit der bestimmten Voraussicht, daß auch hier im Schulwesen ein schönes Erntefeld ihm offen stehe. Der Landrat wählte ihn zum kantonalen Schulinspektor. Mit Freude und Eifer ergriff er die Zügel. Er veranstaltete schon bald nach seiner Wahl einen sehr erfolgreichen Kurs für methodischen Sprachunterricht, welcher dem gesamten Lehrpersonal der Primarschulen von Nidwalden wertvolle Anregung

und Belehrung bot. Die Schuljugend von Stans hing mit kindlicher Liebe an ihm, die Lehrerschaft sah in ihm einen erfahrenen Freund und Berater, die ganze Bevölkerung einen verehrungswürdigen Führer und Priester — da riß ihn plötzlich und unerwartet eine schwere Krankheit mitten aus schönster Wirksamkeit. Der große Leichenzug, der Donnerstag, den 14. November 1912, die sterbliche Hülle unseres guten Schulinspektors Felix Achermann zur stillen Gruft im unteren Beinhaus geleitete, war nichts anderes, als der Ausdruck einer wahren Landestrauer. Das Andenken an den so frühe dem Nidwaldnervolk entrissenen edeln Priester und Schulmann wird gesegnet bleiben für alle Zeit!

---

## Der kleine Paßwächter von Tschamut.

Eine Erzählung aus den Bündnerbergen.

Von Anna Richli.

---

### I.

Es ist nur eine Kindergeschichte, schlicht wie der Knabe, von dem ich erzählen will. Wer mehr erwartet, der überschlage diese Blätter und lese sie nicht. Ihr andern aber kommt mit. Wenn man mit der Rhätischen Bahn von Reichenau-Tamins weiter fährt durch die Schluchten des Bodderrheins, vorbei an Valendas, Flanz und weiter, höher hinauf ins Bündner Oberland nach Obersaxen, Sadir bei Tabasana, bei Truns vorbei, Rabius, Somvir und Compadias, bei all diesen winzigen Orten, deren Namen klingen wie vergessene römische Lieder, und man endlich bei Disentis aussteigt, um den Oberalppaß zu überschreiten: dann öffnet sich ein Alpental voller Geheimnisse, die Gottes Hand wie Ritacknüsse dem Menschen hingeworfen, daß sie hingehen und, sie öffnend, ihn preisen, den Schöpfer des Alls.

Dort beginnt das Tavetschertal und steigt und steigt bis hinauf zu den Turmfesten im

Westen, die wie Urweltssobelisken das Himmelsgewölbe tragen, steigt bis zum Piz Nuschallas, Siz Madun, der Tempelpyramide des Tales, wo die Quellen des Bodderrheins wie Gnadenströme aus den Felsen brechen, streckt seine Arme bis zum Piz Cavadri, Calmot und Crispalt. Nun sind wir angekommen.

Ganz zu oberst im Tale, am Oberalppaß, liegt das Dörflein Tschamut. Ein paar Lotterhäuschen, mit von Steinen beschwerten Schindeldächern und gemauertem Unterbau. Dort ein Dach stützt sich schief auf ein anderes, nicht minder schiefes. Vor jeder Scheune ein haus Hohes, hölzernes Gerüst zum Trocknen und Ausreifen des Getreides, das dort oben, wohl 1600 Meter hoch, noch wächst, aber nur auf diesen Gerüsten, an der Sonne liegend, ausreift.

In einem solchen Hüttchen lag vor etwa zehn Jahren auf einem ärmlichen Lager ein junges Weib. Vor einer aus einer Maffa-

ronifiste geschnitzten Wiege stand ein Mann und betrachtete mit dem dunklen, zufriedenen Blick und dem herben, geschlossenen Mund des Tschamuterbauern den eben angekommenen neuen Graubündner Staatsbürger. Vom Bett her klang in den weichen Lauten des Romanischen:

„Eji in buob oder ina matta?“ — „Ist es ein Knabe oder ein Mädchen?“

„Eji in buob!“

feinen Herzensgefühl, das unverbildeten Menschen oft eigen, wollte er seiner Frau die Freude machen, daß der Junge ihr ähnlich sei. Uebrigens, das sah er jetzt, da er ihn auf die Arme nahm, der war ein Tschamuter, natürlich: — die großen, schwarzen Augen, das schwarze Lippchen auf der rechten Wange, das hatte doch der Vater, der Großvater schon gehabt. Seine Ohrläppchen waren auch angewachsen, wie bei ihm,



Ganz zu oberst im Tale liegt das Dörflein Tschamut.

„Ha il tutt la membra grada?“ flüsterte die junge Mutter. — „Hat er alle und gerade Glieder?“

„Ge!“ — „Ja!“

„Ei el in tschamuter?“ — „Ist er ein Tschamuter?“

„Na, el ei de Selva!“ — Nein, er ist einer von Selva!“

Die Frau lächelte befriedigt und schloß erleichtert den Mund und die Augen. Zwar erschien es dem jungen Vater noch absolut unmöglich, zu bestimmen, ob der Kleine ihm oder seiner Frau gleiche. Aber mit dem

nicht frei, wie bei der Mutter. Das war Familiengut bei den Deslorin. Und der glückliche Vater wollte in dem Jungen seine ganze Stammlinie wiedererkennen. Aber die Mutter sollte das nicht wissen, denn sie war ja eine aus Selva!

Selva gehört eigentlich auch zu Tschamut oder umgekehrt gesagt wäre es besser. Denn das Gemeindehaus steht in Selva, der Herr Pfarrer wohnt in Selva und liest alle Monate nur einmal die Messe in Tschamut. An den andern Sonntagen müssen die von Tschamut hinuntersteigen nach Selva. Das

Schulhaus liegt zwischen beiden Ortschaften, ein weiß übertünchter Bau mit einem Türmlein und vier winzigen Fenstern. Ringsum stehen ein paar Scheunen und Hüttchen. Es hat wieder seinen eigenen Namen: Sotchrestas.

Sotchrestas bildet das Bindeglied zwischen Selva und Tschamut; es hätte es werden können, wenn eben die Buben aus den zwei Dörfern nicht fast regelmäßig auf Kriegsfuß, besser auf Ellbogen und Faustkampf stehen würden. Die Mädchen zählen nicht. Die Sekundieren selbstverständlich den Buben ihres Ortes und scheuern den Kampf mit ihren romanischen Zünglein, gerade wie wir es gemacht zur Jugendzeit mit unsern deutschen Gednäschen. Im Winter formen sie fast fabrikmäßig Schneeballen, mit denen sich die Buben der beiden Parteien nid und ob Sotchrestas in tollem, wirrem Schleudern bedenken. In jubelndem Johlen, daß es von den Schneehalden niederfingt, ziehen dann die Sieger vom Hauptplatz ab.

Kommt die Zeit, da die Buben die Mädchen zur Festfeier des Lebens holen, wird das gespannte Verhältnis der beiden Gemeinden offenkundig. Denn selten, sehr selten holt einer aus Tschamut eine von Selva, und einer aus Selva eine der Töchter von Tschamut. Der stolze, selbstbewußte Jakobe Deflorin, Bergführer und Wildheuer, hatte eine Ausnahme gemacht und des Gemeindepräsidenten Tochter, Gracia Bighielli, aus Selva heimgeholt, trotzdem der Vater derselben dazu nachdenklich den Kopf geschüttelt und der Bruder Gracias die Faust im Sacke gemacht. Jakobe aber war stolz auf sein windvertrautes Nest droben am Paß und mußte doch von der Hand in den Mund leben. Nicht etwa, daß die in Selva reicher gewesen. Sie ringen ja auch mit dem Boden Tag für Tag. An den jähren Halden pflanzen sie den Roggen für ihr tägliches Brot und die Kartoffeln für den langen Winter. Und wenn einer fortzieht, weil es ihm zu hart scheint, dieses karge Leben, und ihn die Fremde lockt, die ihre Boten in Wagen und Post über den Paß ziehen läßt, wie eine Fata morgana, wie glitzernde Scheinbilder des Wohlergehens, so hält er es draußen

doch nicht aus. Das Heimweh folgt ihm und läßt nicht von ihm, bis er wieder hinaufsteigt zur Alpweide seiner Jugend. Sie können nicht fort dort oben. Die Heimat ist der Atem ihrer Seele. Ihrem Banne sind sie verfallen. So ist das Völklein, dem an jenem Sommerabend Gracia und Jakobe ein neues Glied geschenkt.

Bei seiner Taufe drunten in Selva standen Vertreter von beiden Dörfern. Pate war Benzin Bighielli aus Selva und Patin Doretta Deflorin, die Datta (Großmutter) des jungen Vaters. Benzin hatte die Genehmigung, daß der junge Tschamutererbe seinen Namen erhielt. Die alte Datta aber legte den Kleinen beim Festmahl mit auf den grob zerhackten Tisch, gerade neben das Bindenfleisch, das Roggenbrot und den Trunk Wein, den der Datt von Sedrun her bestellt hatte. Sie murmelte inmitten aller Anwesenden das von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Segensgebet. Sie stand da wie eine Drude aus der Vorzeit, mit schneeweißem Haar, fast bronzenem Gesicht und breitete die von grauen Runzelsfäden spinnwebartig übersponnenen, zitternden Hände über das leise weinende Kind, — erbat ihm allen Segen des Himmels und der Mutter Erde, der kargen Erde, dort oben an dem von Schwester Sonne und Bruder Wind geschaukelten Paß, wünschte ihm, — weil es ein Knabe war — nach uralter Vätersitte, daß ein großes Glück im Schoß der Erde oder in den Lüften der Berge noch schlummern möge, bis der kleine Weltbürger in die Jahre der Kraft trete — e quei cun dignitat aber senza luschezia — und es mit Würde und ohne Stolz — so hieß es im alten Segensgebet — erwecke und sein eigen nenne.

Das Knäblein war darob eingeschlafen, mußte vorläufig noch nichts von den kleinen Reibereien zwischen Selva und Tschamut, nichts von dem Kampfe der Seinen um das tägliche Brot. Er lag in seiner Wiege und schlummerte. Als er vier Jahre alt war, nahm er die Beschäftigung der Tschamuterkinder auf und brachte es darin, trotz seinen kurzen Beinchen, die noch alle Augenblicke streiften, doch zu einer gewissen Meister-

schaft. Das Hüttchen der Deflorin lag nämlich gerade neben dem Hotel zur Rheinquelle, dem einzigen Steinhaus dort oben. Davor versammelte sich die Tschamuter-Jugend jedesmal, wenn die Post oder ein Wagen ankam und schaute hungrigen Auges auf die Reisenden. Diese schienen gewöhnlich ein menschliches Rühren zu empfinden und verabreichten den stumm und andachtsvoll harrenden Alpfindern die erwarteten Bonbons oder die Stücklein Schokolade. Benzin vor allen, sei es seiner Kleinheit oder vielleicht seiner großen, flehenden Augen wegen, ging nie leer aus, auch wenn er mit dem Stiegen Hinunterkrappeln noch recht langsam vorankam. Die Fremden ergötzten sich an ihm, wenn er, wie es übrigens bei den Kindern dort oben Brauch schien, mit einem Schokoladenbärtchen, das manchmal über sein ganzes Wämschen hinunter reichte, sein herzliches, romanisches: „Igl Signer vegli bus remunerar! — Vergelt es euch der Herrgott, ihr Herrschaften!“ stotterte, das ihn die Mutter gelehrt. Die war lange Zeit seine einzige Freundin. Seit die alte Dorett, die Datta, krank lag, gewann er noch einen Freund. Das war der Herr Pfarrer. Der kam nun hin und wieder zu Dorett und betete mit ihr, bis die Alte aus Müdigkeit einschlief. Benzin sah dem Herrn Pfarrer für's Leben gern zu, wenn er, am Krankenbett sitzend, die lateinischen Weisen der Krankengebete murmelte. Er glaubte herausgefunden zu haben, daß der Mund der alten Datta dabei mahle, wie die Geiß im Stall, wenn man ihr Salz gab. Die Entdeckung reizte das Kind stets von neuem, so daß er, am Fußende des Bettes stehend, die Dorett immer wieder ins Bein kniff, wenn sie Miene machte, einzuschlafen. Benzin wußte auch ganz gut, an welchem Tage in der Woche der Herr Pfarrer nach Tschamut kam, um die Kranken zu besuchen. Manchmal — einmal habe ich es selbst gesehen — lief er ihm entgegen, an einem Stück Schokolade kerbend, das ihm ein Fremder just geschenkt. Sah er ihn pustend und keuchend nahen, kehrte er rasch das Schokoladenstück um, leckte mit der ganzen Breite seines blutrosigen Züngleins auch diese Seite, kerbte

mit seinen weißen Spitzbubenzähnen rasch an jedem Ecken ein Zipfelchen ab und schritt dann freiherrlich wie ein Junkerssohn dem Herrn Pfarrer entgegen. Dem legte er lächelnden Auges das glattgeleckte, eckengestutzte Stück mit verschämter Gebermiene in die zum Gruße gebotene Hand. Der alte Herr mit den lieben, seelenkundigen Augen nahm aber jedesmal die seltsame Gabe — Geben ist seliger als nehmen, und als Kind muß man es lernen — nickte dem Benzin dankend zu. Dann bog er um die Ecke des nächsten Miststockes oder des nächsten Häuschens, wo gewöhnlich wieder so ein kleiner Bubenkopf, halb Seraph, halb Schalkteufelchen, auftauchte, an den der gute Hirte das Stück Schokolade weiter beförderte und wo es dann fleißig weiter beleckt wurde.

In einem war der sechsjährige Benzin nicht mit dem Herrn Pfarrer einverstanden. Der predigte Sonntags fast immer von den Freuden des Himmels und dem Kreuz und Leiden dieser Welt. Benzin war noch ein gar kleiner, dummer Bub und hatte gar wenig erlebt. Wenn dann der Herr Pfarrer so arg einsetzte, zu seufzen über die böse Welt, dann hätte er am liebsten die Ohren verstopft; denn ihn dünkte sie wundervoll. Im Himmel konnte es gewiß nicht schöner sein. Und er saß manchmal im Kirchlein am Paß, während seine Seele den gewohnten Flug des Werktags unternahm auf die sonnen-durchtränkten Alpweiden mit den tausend schillernden Blumen, den vom Himmel gefallenen Sternlein, wie ihm Datta Dorett erzählt hatte. Sie nickten und wiegten mit ihren farbensprühenden Krönlein, und die Sonne küßte seine Wangen braunrot, und der Wind blies über ihn hinweg den eisigen Hauch der Berge. Diese streckten ihre weißen Arme ihm entgegen. Benzin lag auf dem Rücken, die Arme unterm Kopf, und blinzelte in den strahlenden Schnee und dachte, wenn er groß sei, werden ihn die Gletscherarme hinaufziehen, bis auf die nadelfeinen Kristallspitzen, von denen man in den Himmel hineinsieht. Der Himmel — ach ja, von dem sprach ja eben der Herr Pfarrer auf der Kanzel, und Benzin puffte sein Näschen an Mutters dicke, schwarze Jacke und — er-

wachte. Hierauf gab er sich alle Mühe, in der Kirche recht andächtig zu sein; am meisten aber, wenn die Messe dem Ende nahte, als müßte er all das Versäumte einholen. Beim „*sut tui schurmetg, Mumma misericordeibla!* — Unter deinen Schutz und Schirm“ — übertönte sein ungebrochenes Stimmchen die ganze kleine Gemeinde, daß Gracia, die Mutter, einen selig dankbaren Blick zum Altar absandte, weil ihr ein so frommer Bub geworden.

Am liebsten aber dachte Benzin an den Herrgott draußen auf der hohen Alpweide. Die Herdenglocken klangen und seine Seele jauchzte mit. In jedem Blümlein sah er den lieben Gott, in jedem Bächlein Gottes Auge u. in den Bäumen der Tiefe — denn in Tschamut wuchsen keine mehr — den Finger des Herrn. Das hatte ihm Doretta, die alte Datta, gesagt, und das hatte Wiederhall gefunden auf den unbespannten, unberührten Saiten seiner Seele.

Als der Winter haushoch die kleinen Hütten zumauern wollte, nahm ihn der Vater eines Tages an die Hand und führte ihn gegen Sotchrestas. Sie waren noch nicht weit gegangen, hörten sie hinter sich das Knirschen von Tritten. Es war die Mutter: „Junge, und daß du 's weißt. Halt Frieden mit denen aus Selva! Du bist auch ein halber!“

Benzin schaute die Mutter verständnislos an. Als sie ihm aber ein Stück Roggenbrot in seinen Hosensack stopfte, nickte er, denn das verstand er. So marschierte er seelenruhig Sotchrestas zu. Ueber das, was dort seiner wartete, dachte er gar nicht nach. Die Tschamuter sind große Schweiger und die Jungen ungelente Denker, ungeübte Frager. Im Schulbank, in den ihn der Sgolaft, wie die größern Kinder den alten Mann nannten, hinwies, saß ein blondes, schwächliches Mädchen. Benzin rutsche weg, so weit er konnte. Bei einem Mädchen wollte er doch nicht sitzen. Erkehrte ihm einfach den Rücken zu und schaute neugierig im Schulzimmer herum. Schrecklich langweilig! Zu Hause hinterm Herd, bei der Kaze mit den sechs Jungen, wäre es viel lustiger, als in dem großen Zimmer mit

den weißgetünchten Wänden, dem alten Mann an der schwarzen Tafel und den Buben und Mädchen, die alle größer waren als er — bis — aber die zählte nicht, — die war ein Mädchen. Kurz entschlossen, packte er sein Stücklein Roggenbrot wieder, das er vor sich hin auf die Bank gelegt hatte, stand auf und schritt der Türe zu. Da ergriff ihn von hinten eine knochige, gebleichte Bauernhand. Benzin zuckte unter dem derben Drucke zusammen:

„Wo willst hin?“

„Heim!“

„Das gibt's nicht. Du bist jetzt in der Schule und sollst lernen. Da regier' ich!“

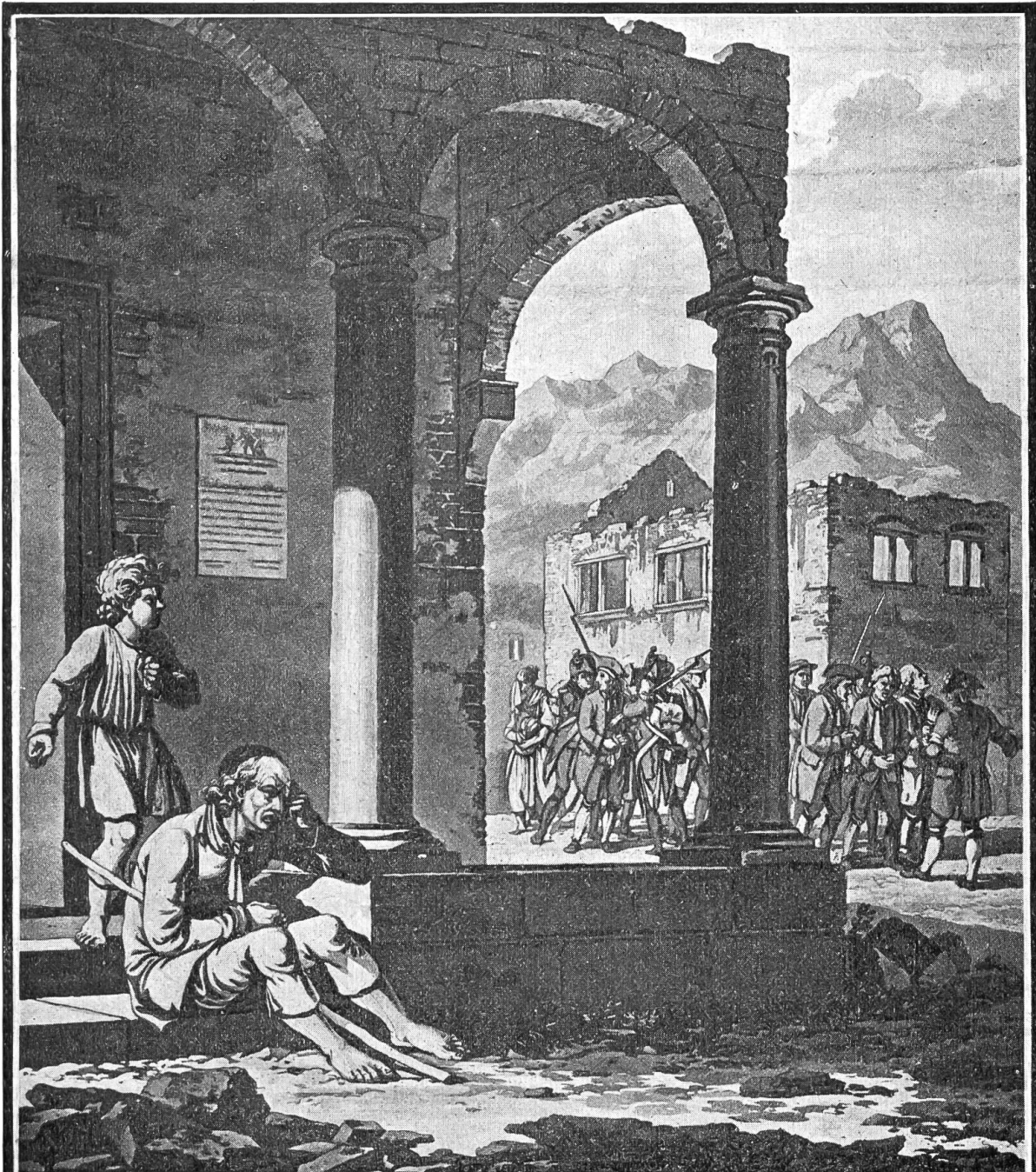
Benzin schaute den Alten mit dem mürrischen Gesicht schein von unten bis oben an und zornige Tränen stiegen in des Kindes Augen:

„Ich will heim! Ich will nicht da bleiben! Laß mich gehen!“ würgte er hervor und versuchte, den Türriegel zurückzuschieben. Der Schulmeister aber hob das Bürschlein wie ein Federwölklein in die Luft, trug es an den Platz, setzte es nicht gerade sanft ab und befahl kurz:

„Da bleibst, und wenn dich rührst, gibt's Schläge!“

Benzin war sich so barscher Worte nicht gewohnt und begann zu heulen. Der Lehrer hob resolut den Stock und wollte ihn sausen lassen. Im gleichen Augenblick aber fiel ein feines, zartes Stimmchen streng drein, und schwächliche Händchen suchten den Schlag des Lehrers aufzuhalten:

„Da darfst ihn nicht schlagen. Er hat Heimweh. Er heißt Benzin. Ich weiß es. Die Mutter hat es gesagt. Er ist mein Vetter!“ Und triumphierend hielt die Kleine im gleichen Bank den herabsausenden Stock fest. Der Alte schien entwaffnet. Das mutige Gebaren der Kleinen belustigte ihn. Benzin aber, noch mit offenem Munde, war plötzlich stille geworden und schaute verwundert auf das blonde Wesen an seiner Seite, das so tapfer für ihn eingetreten. Das Mädchen lächelte ihn an, rutsche einwenig näher, zog dann einen angebissenen, steinharten Apfel aus der Tasche und reichte ihn Benzin. Dieser griff zu, beschaute die Gabe wortlos



*Die terroristischen Massregeln drücken auch das unglückliche Unterwalden, unser Aelpler ist heute wie auch hier die redlichsten und geschütztesten Männer ihren Familien entrissen werden; niedergebeugt durch diese schreyenden Unthaten fleht er zum Himmel.)*

*Erlöse uns von allem Uebel!*

Aus dem „Vater unser eines Unterwaldners“ von J. M. Aleri.

von allen Seiten, versenkte sie in die unergründlichen Hosentaschen, ließ sogar geschehen, daß das Mädchen, nun dicht neben ihm, den Arm um seinen Hals legte und ihm erklärte:

„Du, Benzin, wir sind in der ersten Klasse, nur wir zwei. Die andern sind alle viel, viel weiter!“

Benzin schaute das Mädchen noch verwunderter an.

„Wie heißest du?“

„Ich bin doch Suriell Bighielli, und deine Mutter ist meine Tante. Weißt du, ich wohne in Selva.“

Seit jenem Tage war die Freundschaft der beiden Kinder besiegelt. Suriell war nicht mehr nur die Gebende, sondern auch die Empfangende. Sie ließ Benzin zwar täglich die Rechnungen abschreiben, malte ihm die Buchstaben auf seine Tafel. Der Sgolast, der mit den andern, auf so verschiedenen Stufen stehenden Kindern vollauf beschäftigt war, merkte den Betrug lange nicht und war hocheifrig, daß seine zwei jüngsten Schützlinge so gleichmäßig schöne, saubere Schriften bekamen. Benzin dagegen machte weder im Winter eine Schlittensfahrt, noch lag er im Sommer auf seiner geliebten Heide, ohne daß er erst drei kurze Gemspiffe zwischen Zeige- und Mittelfinger hindurch gegen Selva hinunter gestoßen, wo dann bald darauf ein rotes Köcklein auftauchte und den Berg hinaufflatterte, zu seinem Gesponst, um mit ihm den Berg hinunter zu sausen oder in die Flühen hinauf zu klettern im schwellenden Lichtgefunkel des Sommergoldes.

## II.

Den letzten gemeinsamen Sonnensommer genossen die beiden Kinder, als Benzins Mutter, weil der Winter so arg streng gewesen, droben im neu erbauten Hotel Badus Zimmermagd war. Die heiße Zeit hatte früh eingesetzt. Schon im Juni hatte die Mutter durch Benzin, der sie mit Suriell regelmäßig jeden Samstag besuchte, dem Vater ein schönes Stück Geld heimgeschickt. Die beiden Kinder waren erwartungsvoll auf die wackeligen Stühle geklettert, um

besser zu sehen, wie Jakobe das Geld aus dem Lederbeutel auf den Tisch löste und unständiglich zu zählen begann. Dann verschloß er das Geld in einen alten Kasten, in dem er gewöhnlich die Käse für den Winter aufspeicherte. Hierauf schritt er zum Häuschen heraus, auf die kleine Scheune neben dem Miststoc zu. Die Kinder hüpfen wie Gummiballen mit ihren bloßen Füßchen über den kotigen Weg seinen klappernden Holzschuhen nach. Der Vater riegelte den Stall auf.

„Ein junges Geißlein!“ Die Kinder stießen einen Freudenschrei aus und wollten hineinstürmen. Aber schon drängte sie Jakobe auf die Seite und verschloß die Türe wieder.

„Vater, sag, wann ist es gekommen, das herzige Tierlein?“ Benzin sperre an der Stalltüre und hielt den Vater an den Hosenträgern. Der Vater aber, durch die Sendung seiner Frau in gute Laune versetzt, klopfte dem Jungen auf die Schulter:

„Das Weiße gehört nun dir, Benzin!“

„Mir, mir ganz allein?“ Eine Seligkeit lag in diesen Worten für den Knaben. Er saß wie närrisch das Mädchen bei den Zöpfen, tanzte wie toll, daß die Mistpfützen hoch aufspritzten. Das Mädchen ließ es willig geschehen.

„Laß es mich gleich herausnehmen, Vater!“

„Heute ist es noch zu früh, aber morgen!“

Der Morgen kam und diesem folgten viele andere. Das junge, schneeweiße Geißlein war Benzin sein ein und alles. Es konnte jetzt vorkommen, daß er ganz vergaß, Suriell zu pfeifen, wenn er die alte und die junge Geiß auf die Weide trieb, hoch hinauf bis an den Toma- und die Maigels-Seen. Kam er abends heim, so saß die verlassene Blonde auf der brüchigen Lotterstiege des Häuschens, hielt einen Alpkräuterbusch in den Händen und lockte die heimkehrenden Tiere.

„Benzin, ist es schön gewesen?“ fragte sie dann mit ihrem lieben Stimmchen, ohne jeden Vorwurf, daß er sie so ganz vergessen hatte. Dann schämte er sich und sagte kurz:

„Ja, aber morgen mußt du auch mit.“



Dann ist es noch viel schöner.“ Suriell nickte ernsthaft mit dankbarem Blick und strich sich die wirren Haarringeln aus der Stirne. Es lag eine unbewußte, verhaltene Zärtlichkeit in dem Verkehr der beiden Kinder, die Suriells selbstlose Mütterlichkeit vorzeitig entwickelte und Benzins rauhes, verschlossenes Wesen, seinen Knabenstolz in ein schützendes Wohlwollen und Sorgen verwandelte. An einem Samstag wartete die Mutter Benzins mit größerer Ungeduld auf ihren Knaben. Der Dienst war streng gewesen und sie hatte müde, so müde Glieder

Aber sie fühlte sich so elend, daß sie sich plötzlich niedersetzen mußte. Sie zog den Buben an sich, während Suriell den Geißen nachsprang, die der Höhe zustrebten. Gracia schaute ihren Buben wohlgefällig an:

„Junge, sag dem Vater, er soll heute Abend noch heraufkommen. Ich hätt's gar gern. Dem Onkel in Selva könnt ihr erzählen, es sei nun ganz sicher, es gebe eine Bahn über den Paß. In Disentis und Andermatt hätten sie schon angefangen zu bauen und bald würden sie auch da droben ausmessen.“



Sachseln vor 50 Jahren.

bekommen. Oder war etwas anderes schuld, war sie krank, vielleicht schwerkrank? Hatte der fremde Arzt recht, der sie zu Bett schicken wollte. Sie ging den Kindern entgegen und sah sie von weitem. Sie saßen am Oberalpssee. Seine Wellchen spielten mit ihren Füßen und daneben grasten die Ziegen, die Alte und die Junge.

„Tante, was hast du?“ Suriell, die achtjährige Kleine, schaute forschend in der Frau verändertes Gesicht. Auch Benzin wurde aufmerksam. Die Frau raffte sich auf und verzog ihr Gesicht zu einem Lächeln.

Auf dem ganzen Heimweg beherrschte die Kinder eine gespannte Erregung, und ihr Gespräch war auf einmal fließend geworden und drehte sich um die kommende Bahn. Eine Stunde nach der Ankunft von Benzin in Tschamut und Suriell in Selva sprach man in jedem Hüttchen von der wichtigen Neuigkeit, die wie ein Gewitter die Gemüter erregte. Das Gespräch wogte wie eine Welle zwischen Selva, Gotchrestas und Tschamut hin und her. Suriell und Benzin, auf einem der hölzernen Gerüste sitzend, malten jedes auf seine Art die Zeit aus, da die Bahn über

den Paß fahren würde. Wie so ein Ding aussehe, wußten sie natürlich nicht, hatten davon keine Ahnung. Wahrscheinlich wie eine Post, nur viel größer, und schneller vorwärts kommend.

Unterdessen schritt Jakob Deflorin der Paßhöhe zu, innerlich halb unmutig über die Laune seiner Frau, halb neugierig, weil er die Märe von der kommenden Bahn auf ihre Wahrhaftigkeit prüfen wollte. Als er der Höhe zuschritt, trat ihm ein Fremder in den Weg.

„Seid Ihr Jakob Deflorin?“

„Ja, Herr!“

„Auf Euch habe ich gewartet. Ich bin seit drei Tagen da oben und kenne Eure Frau. Ich glaub', sie ist krank.“

Jakobe schaute starr, mit verschlossenen Bündnerlippen, zitternd auf den seltsamen Fremden. Dieser fuhr fort, indem er neben dem Bauern herlief:

„Ich bin Arzt, Franz Hänkin aus Hamburg, und auf einer Tour auf den Piz Badus begriffen. Eure Frau hat mein Zimmer besorgt. Ich war es, der ihr befohl, Euch kommen zu lassen.“

Sie traten in das Hotel. Es war ein ganz neues, roh gezimmertes Haus, etwa eine Viertelstunde von dem alten Paßhotel entfernt. Die Wirtin kam ihnen entgegen:

„Das ist eine heitere Geschichte, liegt Gracia ins Bett und wir haben das Haus voll Gäste. Aber Lohn geb' ich keinen, das laßt Euch nur gesagt sein!“ Als sie den Doktor aus Hamburg bemerkte, verzuckerte sie ihre saure Miene und setzte zu: „Gottlob hab' ich Kurgäste, die sich auch um das Wohl der Angestellten annehmen. Unserem kommt nicht einmal dazu, sich um sich selbst zu kümmern.“ Dann rauschte sie davon und ließ den Bauer aus Schamut halb betäubt stehen. Der Fremde aber legte seine weiße, ringlose Gelehrtenhand auf dessen Schulter:

„Kopf hoch! Kommen Sie! Auf ein keifendes Weib schüttet man einen Topf Humor, und wenn man den nicht hat, macht man einen Bogen um dasselbe herum.“ Er rief der Kellnerin in der kleinen Gaststube: „Zeigen Sie uns die Kammer der Zimmermagd.“

Gracia lag fiebernd in ihrem Bette. Als sie am Nachmittag die Kinder verabschiedet hatte, war die sonst so starke, kräftige Frau langsam zum Hotel zurückgewankt und dort vor der Türe zusammengebrochen. Zufällig war der Arzt, der sie am Morgen schon gewarnt hatte, anwesend und hatte, trotz der Einwände der Wirtin, befohlen, die langsam aus ihrer Ohnmacht Erwachende ins Hotel und auf ihr Lager zu tragen.

Verstört stand nun Jakobe bei der leise fiebernden Frau, während der fremde Arzt nach ihrem Pulse griff, das Fieber maß und untersuchte. Rote Flecken brannten auf den braunen Bauermwangen. Es reute ihn, daß er so widerwillig sich dem Wunsche seines Weibes gefügt. Endlich erhob sich der Arzt und wusch seine Hände langsam und bedächtig in einem bereitstehenden Becken, in das er zuvor einigen Tropfen aus einem gelben Fläschchen gegossen hatte.

„Sie hat den Typhus!“ — In dem Moment tauchte ein schwarzes Persönchen unter der angelehnten Dachzimmertüre auf und schnauzte hinein:

„Was, den Typhus! Um Gotteswillen, unter meinem Dach und das Haus voll Gäste! Keinen Augenblick darf sie da bleiben . . .!“

„Pst, pst!“ mahnte der Arzt und deutete auf Gracia, die sich unruhig hin und her wälzte. Aber die Wirtin, die wahrscheinlich an der Türe gehorcht hatte, fuhr unbeirrt fort:

„Hören Sie, Deflorin, keinen Augenblick länger behalte ich diese Person!“ Sie sagte nicht — eure Frau, und Jakobes Stirnader schwoll dunkelblau. Des fremden Arztes dumpfe Donnerstimme unterbrach das herzlose Weib:

„Halten Sie einmal Ihren Mund. Wenn die Fremden vernehmen, daß eine Typhuskranke in diesem Hause ist, so tragen Sie, Sie allein die Schuld, Frau Decatin! Mäßigt Eure Stimme!“

„Aber ich dulds nicht. Fort muß sie noch heut'!“

„Jemanden, der so in den Fiebern liegt, jagt man nicht in die Nachtluft hinaus. Ich werde telephonieren, daß man einen Wagen schickt von Andermatt her.“

„Das geht zu lang. Man kann sie ja in die untere Scheune legen. Im Hause dulde ich sie nicht, Herr Doktor!"; und sie wischte sich mit ihrer festen, flachen Hand den Geißer von ihren roten, fleischigen Lippen: „Man weiß es schon, so etwas wird in einem Hotel immer bekannt, und dann nimmt alles Reißaus, und wir haben Hochsaison — das bißchen Zeit, wo unsereins etwas verdienen kann!" Und sie warf einen giftigen Blick auf Jakob. Dieser stieß plötzlich den Arzt, der von neuem versuchte, die aufgeregte Frau zu besänftigen und ihr Vorstellungen zu machen, auf die Seite und zwängte sich an das Bett seines Weibes. Herrgott, wer gab denn Dieser das Recht, an diesem Krankenbett zu feilschen und zu keifen, während sein Weib stöhnte unter jedem laut hingeworfenen Worte, wie unter einem Schlag. Er beugte sich über sie und flüsterte ihren Namen. Sie schlug die Augen auf und die Lippen formten mühsam: „Wasser, Wasser!" Sie erkannte ihn aber nicht.

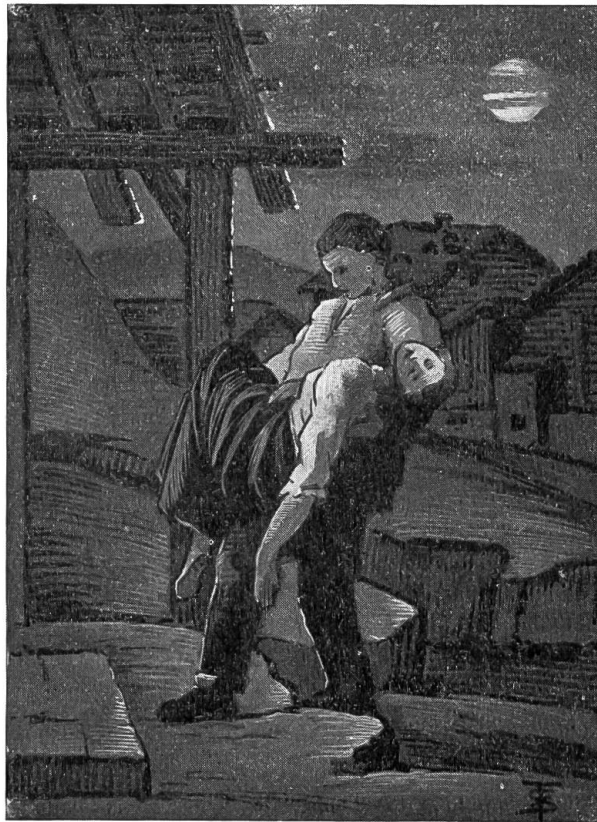
Da jagte die Angst durch seine Seele, als hinge sein Leben, nein mehr, sein Glück an einem der Felsenriffe des Six Madun und drohe, im nächsten Augenblicke in die Tiefe zu stürzen. Der Arzt hatte den Wunsch der Kranken verstanden und wollte ihr etwas zu trinken geben. Aber Jakobe, aufgereggt wie ein wild gewordener Stier, stieß ihn zurück. Nicht das Geringste, nichts wollte er mehr von diesem Hause. Fort nur, fort!

„Die Decken und Tücher werde ich Euch ersetzen, dessen könnt Ihr sicher sein," und

dann griff er zu, der zähe, starke, ungelente Mann mit dem massiven Nacken und der zarten Mütterlichkeit einer Krankenschwester, und wickelte den Leib seines Weibes in die ärmlichen Bettücher. Der Arzt wollte ihm wehren. Er stieß ihn zurück. Er wollte ihm helfen, aber er kehrte ihm den Rücken zu. Die Kranke flüsterte wieder: „Wasser!" Da gab er ihr, unwillig, aber gezwungen durch des Arztes Machtwort, von dem Wasser, das auf dem Tischchen neben dem Bette stand, hob sie dann auf die Decke und faßte sie so auf beide Arme und bettete ihr Haupt an seine Brust. So schritt er mit seiner Last der Türe zu. Und vor der schlichten Höhe dieses Mannes verkroch sich das feife Weib, verstummte das Warnen des Arztes.

„Wenn ich Euch bitten darf, kommt einmal nach ihr zu sehen!" Der Arzt versprach es. Dann trug der Bauer die Last die Stiege hinunter in die sternfunkelnde Nacht hinaus, seiner armen Heimat entgegen.

Wie er so die großen Windungen der rasch zur Tiefe neigenden Straße zog, stiegen all die Jahre, die vergangen, vor ihm auf. Sie sprachen auf ihn ein, wie lebendige Menschen aus Fleisch und Blut. — Weißt du noch, droben bei Costias, da hast du sie gesehen, zum ersten Male mit den Augen des Mannes, beim Felsensprung, als sie Beeren pflückte, hatte sie sich verlaufen. Sie konnte nicht mehr vorwärts und nicht zurück. Da kamest du. Sie bat dich, ihr zu helfen. Du faßtest sie mit deinen starken Jungmannesarmen und trugest sie hinunter, aber



So schritt er mit seiner Last . . .

du liebest sie nicht mehr los. Sie war dir verfallen. — Du trugest sie — wie jetzt — heiliger Gott — sternklare Nacht — die Jahre, die vorbeigezogen, sie hatten ihm das Glück auf den Herd gelegt, und jetzt, waren sie da — es heimzuholen? Eine Rechnung wird jedem Menschen, die er bezahlen muß. Ist es für Jakobe schon an der Zeit? Es flimmert vor seinen Augen. Sie sind nüchtern und herb, diese Männer der Berge, karg mit Liebesungen wie die Felswand an Blumen, und doch stürmt in ihnen das heiße Blut ihrer Vorfahren. Jakobe trägt das Weib seiner Jugend. — Ist es nicht jetzt noch jung — sie beide doch wohl? Wenn er sie verlieren müßte? Er faßt die leise Wimmernde fester und flüstert ihr Worte der Liebe zu. Sie stöhnt auf und verzieht schmerzlich ihr gerötetes Gesicht, das eckig und mager aus den Rissen äugt. Da besinnt er sich und schweigt. Und weiter zieht er die Kehre, und die Bürde drückt. Und vor ihm flimmert die Rechnung, die ein jeder zu bezahlen hat für all das Gute, das er genossen, weil keiner gefeit ist gegen harte Stunden des Lebens. Aber er schreitet ruhig weiter; denn er weiß, daß alles im tiefsten Grunde Vorsehung und Barmherzigkeit Gottes ist. Diesen Glauben hütet das Volk dort oben wie einen Schatz, nennt ihn sein eigen „mit Würde und ohne Stolz“, als Talisman in Freud und in Leid.

### III.

Den kleinen Benzin hatte der Vater noch mitten in der Nacht nach Selva hinuntergebracht zu seinem Schwager Benzin Biggielli, dem Vater des Knaben und Vater der kleinen Suriell. Der Bube weinte und drückte sich wie ein verängstigtes Vöglein in eine Ecke, als der Vater verschwunden war, weil er immer noch die fiebernde Mutter vor seinen Augen sah. Wieder war es Suriell, die kam, ihn an der Hand faßte und ihn zum Heulager zog. Als Suriells Mutter eine Viertelstunde später an das Heubett schlich, lagen beide Kinder eng beieinander, Hand in Hand, und schliefen den gesunden Schlaf des Vergessens. Mitten in der Nacht schrak der Knabe auf und fing zu

weinen an. Suriell erwachte und suchte ihn zu beschwichtigen.

Benzin aber jammerte: „Das Geißlein, mein Geißlein, hat heut' Abend kein Salz bekommen!“

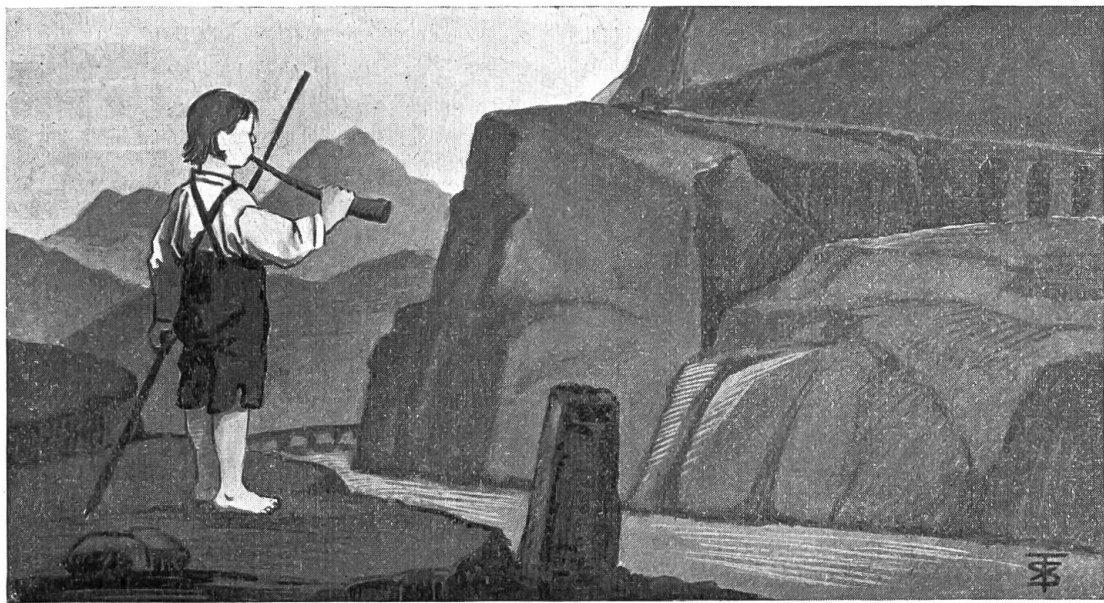
Er stand auf, das Verfüumte nachzuholen. Schon standen die beiden Kinder unter der Hüttentür, als Suriells Mutter erwachte und sie rasch wieder ins warme Heu beförderte. Durch den Herbst hindurch stiegen die Kinder täglich von Selva nach Tschamut, winkten durch die Fenster der kranken Mutter; denn der Vater hatte ihnen den Eintritt strenge verboten. Er pflegte die Kranke ganz allein, die langsam, langsam anfang, sich wieder zu erholen. Der fremde Arzt hatte sie zweimal besucht und ihr später von Zeit zu Zeit fieberstillende Arzneien gesandt. Von dem, was draußen vorging, wußte Jakobe sozusagen nichts. Oberhalb der Paßstraße von Sedrun her war eine ganze Karawane von Italienern und Aufsehern beschäftigt. Ingenieure kamen und gingen im Hotel zur Rheinquelle. Das ganze Hochtal bebte mit und zitterte von dem Gedröhne der Arbeit. Das Trace der Bahn war beim Einzug des Winters, der die Arbeit unterbrach, nahezu festgelegt. Als die letzten Arbeiter mit ihrem Aufseher talwärts zogen, gaben ihnen Benzin, Suriell und das Geißlein das Geleite. Sie hatten sich doch gegenseitig so gut kennen gelernt. Wenn nämlich Benzin dem Vater die Milch und das Nötigste, was er und die Mutter täglich bedurften, hinauf nach Tschamut getragen hatte, schritt er wie ein Inspektor, das Mädchen zur Seite, dem Trace nach, das groß gewordene Geißlein hintendrein. Die Arbeiter hatten ihn gut leiden mögen, den kleinen Dorfhuben con la sua famiglia, wie sie das blonde Mädchen und das weiße Geißlein lachend nannten. Aber jetzt waren auch die Italiener fortgezogen, und verschneit ruhte das Alptal von Tschamut.

Gracia lag nicht mehr. Sie saß wieder hinter dem winzigen Fenstergebälke und schaute in das Schneegeföhber hinaus. Sie hatte oft Sehnsucht nach ihrem Buben. Kam er aber und sprang in seiner derbfrischen Bauernweise um sie herum, von der Küche

in die Stube und in den Keller und endlich in die Scheune zu den Tieren und seinem Geißlein, so tat ihr der Kopf alsbald so weh, daß sie mit zitternden Händen die Ohren zuhielt. Kam das Kind oder ihr Mann, suchte sie sich aufzuraffen, schämte sich ihrer Schwäche, schalt sich zu nichts mehr nütze. Trollte sich der Junge nach seiner zweiten Heimat, so atmete sie erleichtert auf. Jakob merkte bald, daß Gracia des Buben rauhfrische Art noch nicht ertrug. Er sagte nichts zu ihr, aber mit Suriells Vater sprach er. So blieb Venzin auch den Winter durch in Selva drunten. Als es der Onkel dem

zu werden, beschäftigte doch ihre Kinderphantasie, und sie verdoppelte ihre Selbstlosigkeit gegenüber dem Buben, der keine Ahnung hatte, was für Gedanken er in dem feinen Köpfchen Suriells hervorgerufen, und der gelassen das Stück Fleisch in seinen Teller strich, das sich Suriell um feinewillen ver sagte, trotzdem es solches nur Sonntags gab und sie es selber so gerne aß.

Als der Frühling den Schnee wegfegte, ging ein Brausen durch das Tal, und der Bau der Bahulinie begann von neuem. Meistens so zehn bis zwanzig Meter oberhalb des Passes zog sie sich hin. Dort wurde



So ist denn Venzin Passwächter geworden.

Knaben mitteilte, zog ein heimliches Leuchten über Suriells schmales Gesichtchen. Sie faßte unter dem Tisch des Knaben Hand und lächelte: „Nun bist du auch einer aus Selva!“

„Nein, o nein! Die Deflorin sind Tschamuter, und wenn ich groß bin und dich heirate, bist du auch von Tschamut“, erklärte er und schaute sie überzeugt und fest an, wie ein Großer, der ein Geschäft bespricht. Suriell aber lachte in ihrer natürlichen Weise, die sie zierte, wie die offene Blütendolde den Alpenrosenbusch:

„Venzin, das weißt du noch gar nicht, und deshalb sollst du auch nicht davon sprechen.“ Aber die Aussicht, Venzins Frau

nun gehackt, gegraben, gesprengt. Hoch auf wirbelten die Staubwolken, die Steine flogen wie Wurfgeschosse in die Luft und fielen oft massenhaft auf den Paß. Als dieser dann dem Post- und Wagenverkehr wieder offen war, bestellte die Bauleitung Wärter, die für die Sicherheit der Durchreisenden zu sorgen hatten. Ein eigener Wachtdienst wurde eingerichtet. Wo gesprengt, gegraben, überhaupt gearbeitet wurde, an jeder dieser Stellen stand auf dem Paß ein Wächter. Kam ein Fremder vorbei, so hatte der Wächter ins Horn zu blasen. Während der Fremde unten vorüberging, stellten die Italiener droben ihre Arbeit gänzlich ein oder sie gruben langsam und sorgfältig, daß kein

Stein, keine Erdballe den Abhang hinunter rolle und den ahnungslosen Wanderer treffe.

Benzin hatte seine Spaziergänge der Bahnlinie nach wieder aufgenommen, und selbst die Ingenieure, die von Zeit zu Zeit vorüber kamen, mochten den Jungen gut leiden und wiesen ihn nie fort. Unter denen, die am Paß den Wachtienst versahen, war er gut bekannt. Es waren das meistens Italienerknaben in seinem Alter. Wenn sie auch nicht miteinander sprechen konnten, verstanden sie sich gleichwohl. Hin und wieder ließ einer der Diensttuenden ihn an seiner Statt ins Horn blasen, wenn ein Fremder vorüberkam.

An einem Sommerabend schritt Benzin wieder dem Bahntracé nach, bis fast nach Suraba hinunter. Sein Gesichtchen war ungewöhnlich ernst und seine Miene entschlossen und verschlossen:

„Hallo, Benzin, was hat es gegeben?“ lachten ihn die von der Arbeit heimkehrenden Arbeiter an.

„Ich möchte zum Aufseher!“ Endlich traf er ihn. Er stand an einem Felsenvorsprung in Unterhandlung mit mehreren Herren. Furchtlos trat der Knabe immer näher. Was sie sprachen, verstand er nicht. Da wies einer der Herren auf ihn. Sie schauten ihn alle an. Der Aufseher zuckte mit den Achseln und sprach etwas zu den Herren. Benzin aber, als ob er vorausgeahnt hätte, daß das der günstigste Moment sei, sein Anliegen vorzutragen, trat ganz nahe zum Aufseher heran und zupfte ihn. Der Aufseher war auch ein Bündner und sprach romanisch:

„Ich möchte Euch um etwas bitten, Herr!“

„Komm später, du siehst, ich bin beschäftigt.“ Aber der Knabe ließ sich keineswegs einschüchtern, sondern schaute mit seinen Tollkirschenaugen einen nach dem andern bittend an. Da nickten ihm die Herren zu. Er aber fuhr fort: „Dann ist es zu spät und hat der Vater das Geißlein, mein Geißlein, schon verkauft.“ Wie unterdrücktes Schluchzen war es zu hören. Die Ingenieure, meistens junge Männer, belustigte die Jammermiene des Knaben und sie ließen sich seine Rede übersetzen. Als Benzin sah,

daß der Aufseher ein freundlicheres Gesicht machte, begann er stockend wieder:

„Die Mutter war so lange krank und der Pa hat eine Schuld zu zahlen und will mein Geißlein dafür geben. Aber ich hab' mein Geißlein so lieb, und die Surtell hat's auch lieb. Da hab' ich dem Pa gesagt, ich wolle Steine tragen, und das Geld so abverdienen; aber das Geißlein gebe ich nicht!“ Ein energischer, trotziger Zug meißelte sich um den noch unreifen Knabenmund.

Der Aufseher maß die gedrungene, aber kräftige Gestalt des Jungen und meinte kopfschüttelnd: „Steine tragen? Du bist ja noch zu schwach!“

Mit rascher Bewegung strich Benzin seinen Hemdärmel zurück und bot, blitzenden Auges und beleidigter Miene seinen entblößten Arm hin, daß der andere seine Kraft messe. Dieser nickte ihm zu und übersetzte den Anwesenden des Knaben Ausspruch und Begehren. Sie lachten leise vor sich hin und hatten ihre Freude an dem Jungen. Ueberdies traf es sich gut. Eben hatten sie davon gesprochen, unter diesen ziemlich gefährlichen, steilen Felshang einen ständigen Paßwächter zu beordern. Warum nun nicht diesen Jungen da, der sich fast flehentlich anbot? Dumm schien er nicht zu sein. Der war zu brauchen. Die Herren nickten ihm ermunternd zu.

So ist denn Benzin Paßwächter geworden, droben, wo der Paß zwischen Suraba und Selva einen großen Bogen macht unter einem Felsengang, über dem das Tracé der Bahn in den Felsen gesprengt wird. An einer Schnur, über seine Schulter gehängt, trägt er sein Diensthorn, auf das er so stolz ist, daß er mitten in der Nacht aufwacht, nach ihm greift und ein paar Mal hineinbläst vor lauter Freud. Der Vater nebenan fährt auf, ist gekommen und hat ihm eine Ohrfeige heruntergehauen. Aber Benzin ist dennoch wieder lachend eingeschlafen. Am Tag sitzt er nun stolz am Fuß des Felsenvorsprunges, wo der große Bogen der Straße nach innen beginnt. Sieht er einen Wanderer von dieser oder der andern Seite der gefährdeten Stelle nahen, stößt er einmal in sein Horn und droben wissen sie: jetzt heißt es aufpassen, daß kein Stein, selbst

nicht ein ganz kleiner, in die Tiefe rollt. Stoßen sie aber oben zweimal ins Horn, so stellt er eine Tafel an die Stange am obern Ende des gefährdeten Stück Weges. Darauf steht: „Gesperret! Es wird gesprengt!“ Dann schreitet er den ihm unterstellten Teil des Passes ab, vollbewußt der Verantwortung, die ihm geworden. Am untern Ende bleibt er stehen und signalisiert das „Frei“ hinauf. Dreimal durchschneidet sein Hornpfeiff die stille Luft. Er selbst kriecht in die schützende Felsenspalte. Droben knattert und

aus einer Tür nach der andern die jungen und die alten Tierlein hervortrippeln, hervornormekern und mit ihren Glöcklein lustig bimmeln, so hastet ein rotes Köcklein jedesmal durch den Berg hinauf:

„Das Geißlein des Benzin Deflorin nehm' ich mit mir! Ich hab's ihm versprochen“, sagt die rotberockte Kleine und faßt das Schneeweiß an den Hörnern. Das folgt ihr, weil es eben nichts anderes weiß. Hoch oben weidet es, wo der Bach aus dem Moose träufelt, der den Tschamutern die



Stumm aber liegen die Beiden inmitten von Stein und Geröll.

donnert es, als fahre die Erde entzwei. Ueber den Felshang sprüht wie schlagende Funken das ausgespieene Gestein. Dann wird es wieder still. Er räumt die Straße von dem Geröll, nimmt die Tafel wieder herunter und die Arbeit nimmt ihren Lauf.

Zur gleichen Zeit hütet hoch oben über Tschamut auf lichtdurchtränkten Alpweiden Suriell das weiße Geißlein ihres Freundes. Wenn früh morgens der Hirte durch das Dorf zieht und seinen Lockruf erschallen läßt,

Runde vom Frühling bringt; denn eher glauben sie nicht daran, und hundertmal wohl wandern die alten und die jungen Augen dort hinauf und fragen zur Zeit der Schneeschmelze: „Ist der Bach schon gekommen?“ Suriell liegt also am sprudelnden Quell und schaut hinüber auf die andere Berghalde, wo sich ein graues Band hinzieht wie ein zweiter Paß. Und der Kleinen Augen wandern, wie ihre Seele wandert, und ihre Augen suchen, wie ihre Seele sucht

den verlorenen Spielgefährten, den kleinen Paßwächter von Tschamut.

So liegt sie, bis der Mittag sich neben sie lagert, ihr das Stück Roggenbrot, ein Käselein und den Trunk am frischen Bergquell kredenzt. Die Sehnsucht aber zieht ihre Seele aus der Einsamkeit hinüber. Oft steht das Kind auf, das kleine Herz erfüllt von unbewußtem Sehnen; der Wind kommt von den Höhen, zauft an seinen Zöpfen, spielt mit seinem Köckchen und trägt ihm von drüben her den Pulsschlag der Arbeit zu, in deren Dienst es die andere Hälfte seiner Kindheit weiß. Dann erfährt Suriell ein brennendes Verlangen, wieder wie andere Jahre neben Benzin in der Sonne zu liegen, Dattes altes Märchen von den vom Himmel gefallenen Sternlein, die zu Blumen geworden, aus des Buben schläfrigem Mund zu hören. Sie lockt das Geißlein am helllichten Tag und steigt talwärts, weil sie es in der großen Stille und Einsamkeit da droben nimmer aushält.

Der Sommer war schon weit vorangeschritten, hatte alle Alpenrosen, Männer-treu, Kugelblumen, die roten und goldgelben Aleearten von der Heide weggefegt. Nur das Heidekraut und die Disteln wucherten, und dazwischen brannte der blaue Enzian. Suriell stieg Tag für Tag mit dem weißen Geißlein in die Flußhöhe über dem Paß. Ihre Augen suchten immer wieder die im Baue befindliche Bahnlinie. Aber die Sehnsucht des einsamen Kindes nach dem Spielgefährten hatte einem neuen Gefühle Platz gemacht. Manchmal stieg es wie bitterer Haß in ihm auf. Es ballte die zarten Fäustchen in ohnmächtiger Wut gegen das Werk dort drüben . . .

Einmal — es war ein wunderbarer Herbsttag. Goldroter Glanz zitterte wie fließender Schmelz rings über die Schatten der Tiefe und durch die Lichtfluten der Höhen. Da hielt Suriell es nicht mehr länger aus so allein. Konnte Benzin nicht zu ihr kommen und spielen, so wollte sie zu ihm und mit ihm Wache halten. Sie lockte das Tierlein. Es war kräftig und stark geworden und folgte ihr in zierlichen Sprüngen. Talwärts stieg sie. Ihr Entschluß,

den Knaben aufzusuchen, verdichtete sich in ihr. Aber dem Paß entlang zu gehen, kam ihr gar nicht in den Sinn. Als sie im Tal unten war, durchschritt sie wiegenden Ganges Selva und noch ein Stück weiter. An den steilen Grashalden der anderen Seite kletterte sie hinauf. So wollte sie Benzin plötzlich überraschen. Das Geißlein himmelte lustig voraus . . .

An diesem Tage hatte an der Stelle, wo der Knabe Wache hielt, ein heftiges Sprengen eingesetzt. Alle zwei Stunden dröhnte von oben her das Signal, steckte Benzin den Schild auf die Stange und durchschritt den ihm unterstellten Teil des Weges. An Suriell dachte er selten, hin und wieder an sein Geißlein. Sein Amt hatte, wie im Anfang so auch jetzt, sein ganzes Denken im Banne. Pünktlich war der kleine Mann und er erfüllte seine Pflicht nicht nur, weil sie ihm Verdienst brachte, sondern weil er sie erlebte, wie damals die dustumspinnenen Weidetage auf der Alp. Eben hatte er seine Strecke durchschritten, das „Frei“ in die Luft geschmettert, sein Hörnlein am Hofenbein abgeputzt und wollte in die Felsenspalte kriechen. — Was — was ist das? — Dort mitten — an der gefährlichen Stelle! Am untern Paßrand, von der steilfallenden Grashalde, taucht ein blonder Kopf auf — es gibt nur einen dort oben — alle sind sonst dunkel und braun, — krappelt etwas auf allen Vieren. Ein Tierlein meckert, — ein lustiger Sprung — nun stehts am Paßrand: „Suriell, Suriell, das Geißlein! Zurück, um Gotteswillen, zurück!“ Mit toterstrockenen Augen schießt der Knabe aus seiner Felsenspalte. Ein rotflatterndes Köcklein, ein singendes Jubeln, ein hüpfendes Tier — von oben ein dumpfes Dröhnen und Krachen — er wirft sich über beide. Sein kurzer, gedrungenen Körper liegt schützend wie eine Mauerplatte auf ihnen. Ein Feuerwerk von hagelndem, rollendem, polterndem Gestein! Staubwolken steigen. Und dann wieder Stille, große Stille. In staubgrauem, bleiernem Gewand geht die Arbeit wieder ihren Gang. Auf der Straße arbeitet sich das Geißlein unter den zwei Kindern hervor. Eng aneinander geduckt, liegen sie, wie



schlafend. Das Geißlein schnuppert an ihnen herum und fängt kläglich an zu meckern. Stumm aber liegen die Beiden inmitten von Stein und Geröll.

Auf dem Kirchhof stehen die Leute aus Eschamut und Selva am offenen Grabe der Kinder. Sie liegen in einem Särgelein eingebettet. Hoch oben ziehen flimmernde Wolkenschwäne wie die weißen Seelen verstorbener Kinder. Vom Paß her und der neuen Bahulinie rasselt das Räderwerk der Arbeit.

„Pater noster“, zittert des greisen Priesters Stimme — — — „Et ne nos inducas in tentationem“.

Die Gemeinde murmelt: „Sed libera nos a malo“.

„Requiescant in pace!“ flüstert es wieder.

„Amen“, rauscht der Wind.

Dann hat sich die Menge verlaufen, hinter Jakobe Deflorin, der seine Rechnung mit dem Glück beglichen. — — —

Ein Geißlein, ein schneeweißes, pufft am Friedhofstor und trippelt auf den allein

noch am Grabe stehenden Pfarrer zu. Es hat sich wieder verlaufen. Es sucht seit drei Tagen seine Gespielen und kann und kann sie nicht finden. Es meckert kläglich am offenen Grabe, reibt seinen Kopf an des Pfarrers Soutane und hüpfst weiter. Eine Bergdohle steigt, und auf das alte Gemäuer malt die Sonne einen Heiligenschein. Der Pfarrgreis aber schreitet seinem Häuschen zu, lispelt den 118. Psalm: „Beati immaculati in via: qui ambulant in lege Domini“. — „Glückselig, die in Unschuld dahingehen, die da wandeln im Gesetze des Herrn...“

Der greise Priester bleibt sinnend stehen. Die Gedanken dieses Psalmes umfassen die Stärke und Kraft eines ganzen Geschlechtes, sie steigen die Stufen der Heiligkeit empor — und er betet sie am Grabe zweier Alpfinder — —.

Seine Dichterseele aber, mit der großen Erkenntnis, die aus der Liebe wächst, raunt ihm leise zu:

„Diese Kinder, — sind sie nicht vorübergegangen wie ein Lächeln des Herrn?“

## Der Bauernstand im Sprichwort.

Wenn an einem schönen Sommerabend der Migi, sein schaffiges Fraueli und die paar Gosen auf dem Feierabendbänkli vor dem behäbig breiten Hostatthaus sitzen und Bauer und Bäuerin ihre Blicke vom prächtig gelegenen Bergheimen ins liebe, schöne Stansfertal gleiten lassen, dann überkommt sie oft ein ganz eigenartiges Gefühl — eine Art weihervoller Stimmung, würden die Dichter sagen — und ihre Augen sprechen es deutlich: „Wie schön ist's doch, auf einem herrlichen Landgut Herr und Meister zu sein, ein Stück Erde sein eigen zu nennen!“ Der echte rechte Bauer fühlt das oft, und wenn er auch nur ein paar Geißen zu eigen hat und der Wind durch alle Lücken und Spalte der Hütte pfeift, — er würde doch mit keinem Kaiser und König tauschen. Innert seinem Grenzhag ist er der freie Mann, er allein schaltet und waltet, niemand hat ihm etwas drein zu reden. Daher

der Bauernstolz, der das charakteristische Merkmal vorab des deutschen Bauern ist. Freilich war dieses Selbstbewußtsein des Landvolkes in früheren Zeiten lebhafter als heute. In unseren Tagen schießt mancher Wendelin nach den vermeintlich vollen Fleischtöpfen der Fabriken. Aber mit der Fabrikherrlichkeit ist's bald aus und Amen, und der Bauernbub, der einmal im Verlangen, einen großen Lohn zu machen, in der Fabrik gedient hat, schnürt wieder gern sein Reissäcklein und zottelt heimen zu, um seinem alten Vater das Gütlein hegen und pflegen zu helfen.

Bauernfreiheit und Bauernstolz! Kein Beruf ist neben dem alten Ritterstand so viel vom Sprichwort und von der Dichtung verherrlicht worden, wie der des Landmannes. Weil nun der „Nidwaldner Kalendar“ auf seinen Wanderungen auch zu manchem Bauern kommt, so will er einmal